



Sendung vom 9.6.2011, 20.15 Uhr

Prof. DDr. Johannes Wallacher
Wirtschaftsethiker
im Gespräch mit Rigobert Kaiser

- Kaiser:** Herzlich willkommen zum alpha-Forum. Die Wirtschaftswelt hat in den letzten Jahren erhebliche Turbulenzen erlebt. Banken sind zusammengebrochen, ganze Länder mussten vor dem Kollaps gerettet werden. Das alles hat dazu beigetragen, dass die Menschen darüber diskutieren, wie verantwortungsvoll gehandelt, gearbeitet und natürlich auch gewirtschaftet werden kann. Bei mir im Studio ist heute Johannes Wallacher zu Gast, Professor an der Hochschule für Philosophie hier in München. Sie sind Wirtschaftsethiker: Wenn Sie die letzten Jahre mal Revue passieren lassen, was glaube Sie, ist da passiert?
- Wallacher:** Ich denke, es ist zumindest offensichtlich geworden, dass es einen Bedarf gibt, darüber nachzudenken, warum und wie wir wirtschaften und dass das etwas mit dem Leben der Menschen zu tun hat.
- Kaiser:** Wir leben ja eigentlich in der längsten Phase wirtschaftlich erfolgreichen Handelns, wir leben in Europa in einer friedlichen Zeit: Das ist die längste friedliche Zeit ohne kriegerische Auseinandersetzungen. Da konnte sich das Wirtschaften frei entwickeln, also ohne Störungen dieser Art, und die Menschen konnten Wohlstand anhäufen. Glauben Sie, dass sich dadurch dann vieles vom eigentlichen Sinn des Wirtschaftens losgelöst hat und wie bei den Banken – das ist ja einer der großen Vorwürfe gegen die Banken – Selbstzweck geworden ist?
- Wallacher:** Das ist sicherlich ein Aspekt: dass man das Gefühl hat, dass das Wirtschaften nicht mehr rückgebunden ist an das, was Menschen wollen, an die Lebenswirklichkeit, die sie sich wünschen, wenn sie wirtschaften. Ich glaube aber, wenn man solche Phänomene betrachtet, dann stellt man fest, dass es immer wieder solche Einschnitte gegeben hat. In den 80er Jahren gab es den großen Chemie-Unfall in Bhopal. Damals hat man zum ersten Mal über die Umweltauswirkungen von Wirtschaften reflektiert. Wir haben um die Jahrtausendwende herum die großen Bilanzierungsskandale gehabt, in deren Zusammenhang die Frage aufkam, wie wir eigentlich unsere Finanzbuchhaltung führen. Ich glaube, in den letzten Jahren ist ein Phänomen sehr stark hinzugekommen: Die Intervalle zwischen bestimmten Krisenphänomenen sind immer kürzer geworden. Die Finanz- und Wirtschaftskrise, die wir vor zwei, drei Jahren hatten, erreichte aber auch eine Dimension, wie sie die meisten heute lebenden Menschen noch nie

erlebt haben. Dadurch ist natürlich auch eine große Vertrauenskrise ausgebrochen.

Kaiser: Erwarten Sie also, dass die nächste Krise tatsächlich noch schneller kommen wird? In der Fußballersprache sagt man ja immer: Nach dem Spiel ist vor dem Spiel. Heißt das für die Wirtschaft, dass nach dieser massiven Krise, die ja erhebliche Turbulenzen in allen Bereichen des Lebens mit sich gebracht hat, die Wahrscheinlichkeit groß ist, dass sich eine ähnliche Krise bald wieder ereignen wird? Das ist doch eigentlich eine sehr negative Prognose, oder?

Wallacher: Wenn man die Entwicklung gerade auf den Finanzmärkten seit den 70er Jahren betrachtet, als es einen fundamentalen Wechsel im weltweiten Währungssystem gegeben hat, als es eine Welle von Deregulierung und Liberalisierung gegeben hat, dann stellt man fest, dass es in der Tat immer wieder zu Krisenphänomenen gekommen ist. Der große Unterschied ist, dass diese Krisenphänomene nun zum ersten Mal direkt bei uns spürbar waren. Es gab die große Asienkrise in den Jahren 1997/98, es gab die Lateinamerikakrise, es gab die Krisen in Russland: All diese Krisen haben uns nicht betroffen und deswegen sind sie bei uns im kollektiven Bewusstsein nicht so stark verankert. Genau das aber hat sich sehr stark geändert. Und wir haben nach wie vor – wir gehen ja davon aus, dass die Krise eigentlich vorbei ist – mit den langfristigen Wirkungen der letzten Krise zu tun. Der Spielraum unserer Kommunen ist auf Jahrzehnte hin eingeschränkt, weil die Kommunen mit den Folgen dieser riesigen Konsolidierungsprogramme leben müssen. Daran kann man erkennen, dass wir noch lange nicht aus der Krise draußen sind. Und wir haben andere Effekte, bei denen sich diese Krise nur verlagert hat. Nehmen wir als Beispiel den Nahrungsmittelbereich. Viele Anleger betrachten das ja als ihr neues Betätigungsfeld, denn es gibt weltweit eine wachsende Nachfrage nach Nahrungsmitteln, was wiederum viele verschiedene andere Phänomene nach sich zieht. Auf dem Nahrungsmittelmarkt gibt es ganz starke spekulative Tendenzen, die auf diesem Markt zu einer Krise führen: Das ist die Krise der Welternährung. Wir hier merken diese Krise auf dem Gebiet der Welternährung zwar nicht so stark, aber ich glaube, da gibt es durchaus Bezüge zur Finanzkrise, wie wir sie vor zwei, drei Jahren erlebt haben.

Kaiser: Das ist eigentlich ein tolles Beispiel für unethisches Handeln: Wer sich an Fonds, an Fondsgesellschaften beteiligt, die auf steigende Rohstoff- und Lebensmittelpreise setzen, beteiligt sich auch daran, oder?

Wallacher: Das ist natürlich ein Aspekt, der uns sagt, dass ein rein renditegetriebenes Anlageverhalten und diese Jagd nach immer höherer Rendite erhebliche Probleme aufwerfen. In diesem Bereich der Nahrungsmittelversorgung sind das natürlich ganz schwerwiegende Probleme. Es ist aber nicht der Einzelne, der hier ein Fehlverhalten hat, sondern wir müssen schon auch die Frage stellen: Welche Strukturen gibt es insgesamt, die diese Phänomene auslösen? Gibt es politische Maßnahmen, die das eindämmen? Oder gibt es Vorschläge wie z. B. die Forderung nach einer Weltgetreidereserve, um dieses Ausmaß an Spekulation aus dem Markt herauszubekommen? Das sind also Fragen der Strukturen, die zu lösen

sind, damit diese Tätigkeiten auf den Nahrungsmittelmärkten nicht so verheerende Auswirkungen haben für die Armen dieser Welt.

Kaiser: Bevor wir aber zu dieser großen Struktur kommen, die ja möglicherweise irgendwelche internationalen Überwachungsbehörden und Gesetze bräuchte, bleiben wir doch mal kurz beim Einzelnen. Denn wir reden doch seit Jahren über die Gier, über die Gier der Manager, über die Gier der Banker. Aber man muss doch eigentlich auch jedem normalen Anleger ins Stammbuch schreiben: Wer sich an einem Fonds beteiligt, der mit Lebensmitteln spekuliert, wer sich an einem Rohstoff-Fonds beteiligt, weil er z. B. darauf hofft, dass der Ölpreis steigt, der hat doch kein Interesse daran, dass eines Tages ein Barrel Öl vor seiner Haustür liegt, sondern der will doch nur an der reinen Preissteigerung verdienen. Also handelt jeder, der so etwas macht, unethisch.

Wallacher: Das ist die Ebene, auf die man ebenfalls aufmerksam machen muss: die Ebene des Individuums, des Einzelnen. Hier ist Aufklärungsarbeit zu leisten darüber, dass es bei dieser Jagd nach sehr kurzfristigen Gewinnen Folgewirkungen gibt, die für andere sehr gravierende Folgen haben. Im Fall der Hungernden sind das wirklich fundamentale Bedürfnisse. Das ist das Eine. Sie haben soeben auch das Stichwort "Gier" genannt. Die Gier ist ja auch etwas, das ich in den Bereich der gesellschaftlichen Leitbilder einordnen würde: Wir orientieren unser Verhalten daran. Wir als Menschen wirtschaften ja nie nur isoliert von anderen, sondern wir vergleichen uns und ahmen andere nach. Wenn es so etwas wie diese Shareholder-Value-Doktrin gibt, die besagt, dass man möglichst schnell bestimmte Renditeziele erreichen soll, dann hat das verheerende Effekte. Wenn wir also etwas ändern wollen, dann müssen wir alle drei Ebenen betrachten. Wir müssen an den Einzelnen appellieren und ihm erklären, dass sein Verhalten zu schwerwiegenden negativen Folgen führt. Aber das reicht nicht aus, denn ich glaube, wir werden der realen Komplexität der Strukturen auf den Finanzmärkten nicht gerecht, wenn wir das alles nur auf das Verhalten des einzelnen Individuums beziehen. Wir müssen die Einsicht des Einzelnen also auch nutzen, damit es entsprechende Strukturreformen gibt, um hier in eine bessere Richtung steuern zu können.

Kaiser: Der Höhepunkt der Finanzkrise war ja wohl im Jahr 2008 mit der Pleite der Bank Lehman Brothers, die dann auch an den Aktien- und internationalen Anleihemärkten massive Verwerfungen nach sich gezogen hat. Dies wiederum hat dann mit dazu beigetragen, dass europäische Staaten ihren Schuldendienst nicht mehr begleichen konnten bzw. können. Das heißt, es sind inzwischen sehr, sehr viele Baustellen, die die internationale Politik hier abuarbeiten hat. Wenn Sie hier mal ein erstes Fazit ziehen sollten: Sind denn tatsächlich Entscheidungen getroffen worden, die man unter der Rubrik "wir haben Lehren aus dieser Krise gezogen" einordnen kann?

Wallacher: Wenn man das insgesamt betrachtet, dann hat es von diesen Entscheidungen leider nur relativ wenige gegeben. Ich würde da ein eher pessimistisches Fazit ziehen. Wo es aber durchaus positive Entwicklungen gibt, ist der Bereich der unmittelbaren Rettungsmaßnahmen: die Konjunkturpakete auch in Deutschland, hier vor allem die Verlängerung des Kurzarbeitergeldes usw. Das waren sehr wichtige Maßnahmen, um die unmittelbaren Auswirkungen der Krise in den Griff zu bekommen.

Kaiser: Das hatte vor allem auch Auswirkungen auf den Einzelnen, denn dadurch wurden Arbeitsplätze erhalten, die ohne dieses Instrument möglicherweise verloren gegangen wären.

Wallacher: Genau. Es gab da ein sehr schnelles Zusammenwirken zwischen den verschiedenen Sozialpartnern, zwischen der Regierung, den Gewerkschaften und den Arbeitgebern.

Kaiser: Das heißt, das war ein intelligentes Verhalten.

Wallacher: Das war sicherlich ein sehr gutes Verhalten. Allerdings muss man bei diesen Konsolidierungsmaßnahmen insgesamt, also einschließlich der Bankenrettung, sagen, dass das alles sehr starke Langzeitwirkungen haben wird. Das heißt, wir haben unsere öffentlichen Haushalte auf Dauer sehr stark belastet, was natürlich für die nachfolgenden Generationen eine schwere Last ist. Auf diesem Gebiet kann man aber das Eingreifen der Politik doch als relativ klug bezeichnen. Wo es nur relativ wenig Fortschritte gibt, ist der Bereich der strukturellen Maßnahmen, um zukünftigen Krisen vorbeugen zu können. Das sind all die Probleme, die bereits genannt wurden. Bei der Frage der Eigenkapitalregelung für die Banken sind wir einen Schritt weiter gekommen. Aber im Hinblick auf das spekulative Verhalten auf bestimmten Märkten, auf die Frage der Hedgefonds-Problematik hat sich nicht viel getan. Im Bereich der Ratingagenturen hat es ebenfalls nur relativ wenig Fortschritte gegeben. Das heißt, all das, was in struktureller Hinsicht unter dem Stichwort "Finanzarchitektur" geführt wird, wurde kaum angetastet. Auf den ersten G-20-Gipfeln wurden zwar Wege aufgezeigt, wie man in die richtige Richtung handeln könnte, aber daraus ist kein konkretes politisches Handeln erwachsen.

Kaiser: Das hat vermutlich sehr viel damit zu tun, dass man die Interessen in Europa nicht unbedingt mit den Interessen der Angelsachsen, also denen der Engländer und der US-Amerikaner, zusammenbringen konnte, denn die Angelsachsen haben nun einmal ein anderes Verständnis von Wirtschaften, von Spekulationen und Geldanlage. Man hat das schlicht und einfach nicht zusammenbringen können.

Wallacher: Das ist völlig richtig. Sie haben nicht nur ein anderes Verständnis, sie sind auch, wenn man mal den Finanzplatz London betrachtet, auch sehr viel stärker abhängig von dieser Form der Finanzwirtschaft. Das ist der große Unterschied und der Grund dafür, warum die Bereitschaft zu Strukturreformen in Frankreich oder Deutschland sehr viel weiter gegangen wäre. Das passende Stichwort wäre z. B. die Finanztransaktionssteuer. Hier ist es schlichtweg so, dass die Volkswirtschaft in Großbritannien sehr viel stärker von einer bestimmten Form der Finanzwirtschaft abhängt: Sie ist sehr stark vom Kapitalmarkt dominiert.

Kaiser: Das Stichwort hierzu ist die Londoner City, denn sie steht für das Großkapital, das hier gemeint ist.

Wallacher: Genau. Hier sind eben auch die Interessen der Investmentbanken so dominant, dass sich das auch politisch entsprechend auswirkt. Das ist meiner Meinung nach eines der großen Probleme auf dem Weg zu international koordinierten Strukturen. Denn diese Finanzkrise hat doch ganz deutlich gezeigt: Wir sind so stark miteinander verflochten, dass wir im

Hinblick auf eine Reform der Finanzarchitektur letztlich nur international abgestimmt vorankommen.

Kaiser: Können wir das mal am konkreten Beispiel des Ölpreises festmachen? Jeder von uns kennt das: Wir fahren zur Tankstelle und sehen horrende Benzinpreise. Das heißt, wir bezahlen letztlich an der Zapfsäule für die Spekulationen, die beim Öl betrieben werden. Öl wird hauptsächlich in London und in New York gehandelt. Man sagt: Von den gesamten spekulativen Geschäften, die dort getätigt werden, sind nur noch 10 Prozent mit dem Sinn verbunden, auch tatsächlich Öl zu liefern. Die Raffinerien haben ja durchaus ein Interesse daran, dass der Ölpreis einigermaßen gleichbleibend bzw. berechenbar bleibt. Für diese Firmen ist eine Spekulation im Sinne einer Preissicherung durchaus sinnvoll. Das heißt, man müsste hier eine Trennung machen zwischen sinnvollen Spekulationen und denjenigen Spekulationen, die dazu führen, dass Preise massiv rauf und runter geschrieben werden.

Wallacher: Das ist eine ganz wichtige Unterscheidung und ich würde sie auch absolut teilen. Der Begriff Spekulation ist ja heute sehr negativ besetzt, aber die Spekulation hat volkswirtschaftlich zunächst einmal eine sehr positive Funktion, indem man dadurch nämlich z. B. Wechselkursrisiken absichern kann.

Kaiser: Das heißt, nicht jedes Geschäft, das an den Finanzmärkten unter den Begriff "Spekulation" fällt, ist negativ.

Wallacher: Genau, das würde ich sogar deutlich unterschreiben wollen. Aber die Spekulationen insgesamt haben mittlerweile eben ein exzessives Ausmaß angenommen. Da geht es nicht mehr darum, dass Wechselkursrisiken abgesichert werden, sondern dadurch wird dieses Risiko sogar noch zusätzlich gesteigert. Das Problem ist hier also, dass es eine Abkoppelung der finanzwirtschaftlichen Transaktionen von den realwirtschaftlichen Transaktionen gibt. Das ist eines der ganz großen Probleme: die Verselbstständigung finanzwirtschaftlicher Spekulation, mit der die Wechselkursrisiken nicht stabilisiert, sondern noch weiter verstärkt werden. Die ethische Grundsatzfrage lautet hier also: Was ist eigentlich das Wesen finanzwirtschaftlicher Transaktionen? Wenn ich der Unterscheidung folge, die Sie soeben getroffen haben, dann muss man sagen: Sie muss im Dienst der Realwirtschaft stehen! Das heißt, sie muss den Anlegern bessere Anlagemöglichkeiten bieten, sie muss den Anlegern auch Möglichkeiten an die Hand geben, mit Risiken besser umgehen zu können. Und das soll für möglichst alle gelten und nicht nur für Einzelne. Wenn wir das zugrunde legen würden, dann hätten wir eine ganz andere Basis beim Umgang mit Spekulationen.

Kaiser: Wenn man das also mal ganz radikal vereinfacht, wenn man das mal in eine ganz radikale These verpackt: Die Banken sollen sich in aller erster Linie um ihr Kerngeschäft kümmern und dieses Kerngeschäft besteht darin, die Wirtschaft, die Unternehmen und auch die Privatkunden, die investieren wollen, mit Kapital zu versorgen. Aus diesen Geschäften sollen Banken ihre Gewinne, ihre Renditen generieren. Denn Gewinne zu machen ist ja per se nichts Schlechtes in einer kapitalistischen Gesellschaft. Aber dieses Zocken an den Finanzmärkten sollen die Banken bleiben lassen.

- Wallacher:** Das wird ja dargelegt in Vorschlägen wie dem Trennbankensystem, bei dem man das Investmentbanking wieder vom Universalbankgeschäft trennt. All das geht also in diese Richtung. Der grundlegende Kern dabei ist, dass man die Finanzwirtschaft als Dienstleistung für die Realwirtschaft betrachtet. Und wenn man diesen Gedanken weiterspannt, dann müsste die Realwirtschaft wiederum im Dienst eines guten Lebens der Menschen stehen. Wenn ich diese Kette also weiterführe, dann zeige ich bereits, wie eigentlich eine ethische Ausrichtung des Wirtschaftens auszusehen hätte. In diesem Kontext ist der Gewinn durchaus etwas Legitimes, wenn er dieser Funktion dient.
- Kaiser:** Schauen wir uns die Unternehmen mal genauer an. Es gibt die börsennotierten Unternehmen, die wiederum die Aktionäre als Eigentümer haben, die selbstverständlich eine Rendite, sprich eine Dividende haben wollen. Es gibt aber auf der anderen Seite auch viele Familienunternehmen: Dort ist es in aller Regel so, dass der Kontakt zwischen dem Eigentümer und den Beschäftigten enger ist. Natürlich ist es auch hier bei einem großen Unternehmen mit einigen Tausend Mitarbeitern so, dass man den Chef nicht persönlich kennt. Aber lassen Sie uns von Unternehmen mit zehn, 20 oder 100 Mitarbeitern sprechen, bei denen dieser persönliche Kontakt sehr wohl vorhanden ist. Würden Sie denn sagen, dass dieses Modell tragfähiger und auch etwas ethischer ist als das börsennotierte Unternehmen?
- Wallacher:** Nicht unbedingt, allerdings weisen Sie implizit auf wichtige Aspekte hin, die man auch bei den börsennotierten Unternehmen zu beachten hat. Es geht um Beziehungen, es geht auch um Verlässlichkeit in den Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Es geht um so etwas wie eine gemeinsame Identität, wenn man in einem Unternehmen arbeitet. Traditionell ist das auch in börsennotierten Unternehmen so. Ich weiß es z. B. von Siemens oder auch von BASF, dass da wieder sehr stark auf solche Dinge gesetzt wird. Man spricht dort von der "Siemensfamilie" und in Ludwigshafen, woher ich stamme, ist man z. B. "Anilinier". Das Unternehmen und die in einem Unternehmen Beschäftigten bilden also so etwas wie eine Dienstgemeinschaft.
- Kaiser:** In Stuttgart geht man eben auch "zum Daimler" zum "schaffen" – und dies auch in Zeiten, als das ein internationaler Weltkonzern war, der in den USA sehr viel Geld "verbrannt" hat.
- Wallacher:** Ja, das ist eine Tradition, die bei uns in Deutschland meiner Meinung nach sehr wichtig ist: Das ist der Korporatismus, der sehr viel für sich hat. Das zu leben, ist in Familienunternehmen natürlich sehr viel leichter. Durch die Struktur der internationalen Finanzmärkte wird aber in die Unternehmen sehr kurzfristig und sehr stark der Aspekt der Renditegetriebenheit eingebracht. Vielleicht sollte man noch eine weitere positive Lehre aus dieser Krise nennen: Einige Unternehmen haben nun wieder stärker erkannt, wie wichtig das ist. Gemeint ist damit vor allem die Mitarbeiterbindung, die ja angesichts des drohenden Fachkräftemangels auch sehr stark wirtschaftlich motiviert ist: Das zeigt uns, wie wichtig eine gemeinsame Identität als Unternehmen ist.
- Kaiser:** Das konnte man aber auch in der Vergangenheit bereits feststellen: In einem Unternehmen wie bei BMW, das ja ebenfalls börsennotiert ist, in dem

aber die Unternehmerfamilie Quandt-Klatten eine große Rolle spielt, waren die viel diskutierten Managergehälter im Vergleich zu den anderen DAX-Unternehmen doch immer deutlich niedriger. Sie waren niedriger als bei frei notierten Börsenunternehmen, in denen sich der Vorstandschef gelegentlich schon eher wie ein Eigentümer gefühlt und benommen hat, obwohl er eigentlich nur der am besten bezahlte Mitarbeiter der Eigentümer dieses Unternehmens ist.

Wallacher:

Ich glaube, es ist wichtig, sich wieder ins Bewusstsein zu rufen, dass eine spezifische Form des Wirtschaftssystems, nämlich die Marktwirtschaft – ich spreche jetzt bewusst nicht vom Kapitalismus, sondern von der Marktwirtschaft –, in Deutschland eine gewisse Tradition hat. Zu dieser Tradition gehört eben auch dieses sehr starke Zusammengehörigkeitsgefühl. Diese Zusammengehörigkeit wurde dann aber durch die Deregulierung der Finanzmärkte, durch eine Verflechtung der Finanzbeziehungen und durch die kurzfristige Jagd nach enorm hohen Gewinnen bzw. Renditen gestört. Es ist zu hoffen, dass dieses Bewusstsein gerade in deutschen Unternehmen erhalten bleibt, nicht einfach nur sehr kurzfristige Gewinnzeiträume zu betrachten, sondern im Hinblick auf den Unternehmenserfolg auch wirklich nachhaltig einen längerfristigen Horizont zu besitzen. Ich denke, dass das etwas ist, was der spezifischen Tradition des Wirtschaftens bei uns durchaus zu eigen ist. Auf Dauer ist das vermutlich sogar erfolgreicher als das rein kurzfristig getriebene Modell.

Kaiser:

Bleiben wir mal bei diesem großen und sehr, sehr alten bayerischen Unternehmen "Siemens". Siemens wurde in den letzten zehn, 15 Jahren ebenfalls erheblich durcheinandergewirbelt. Siemens von vor 20 Jahren ist ein ganz anderes Unternehmen als Siemens im Jahr 2011. Auch der neue Chef Löscher hat dieses Unternehmen bereits wieder mehrfach umgebaut. Es gibt aber etwas, was eigentlich auch für die Arbeitnehmer positiv ist: Es gab nach langer, langer Zeit auch mal wieder eine Beschäftigungsgarantie. Glauben Sie, dass das ein Mittel ist – dieser Ausdruck ethischen Handelns in der Wirtschaft –, durch das die Gefühle der Mitarbeiter im Unternehmen: "ich bin ein Siemensianer!", positiv verstärkt werden können?

Wallacher:

Auf jeden Fall, denn das trägt mit zur Identitätsbildung bei. Ich glaube, wenn Menschen heute wirtschaften, wenn sie einer Tätigkeit nachgehen, dann geht es ihnen eben nicht nur und ausschließlich um den Einkommenserwerb, sondern sie wollen in ihrer Arbeit im Grunde etwas Sinnvolles tun: Sie wollen sich mit ihrer Arbeit und mit den Zielen ihres Arbeitgebers identifizieren können. Und dazu gehört ganz eindeutig Verlässlichkeit. Vertrauensbeziehungen, Identitätsbeziehungen usw. kann man nämlich nur über einen längerfristigen Zeitraum aufbauen. Siemens ist neben der Finanzkrise ja noch durch eine weitere schwere Krise gegangen, die im Wesentlichen durch diese bekannt gewordenen Korruptionfälle ausgelöst worden ist. Es hat aber jetzt einen Strategiewechsel gegeben, der sich insgesamt für dieses Unternehmen sehr positiv auswirkt: Es wird wieder auf diese gemeinsame Identität geachtet. Man hat dabei sehr wohl im Blick, dass es für das Unternehmen auf Dauer sinnvoll ist, wenn dadurch die Motivation der Mitarbeiter aufrecht erhalten wird und wenn dadurch überhaupt Mitarbeiter langfristig an das Unternehmen gebunden werden können.

- Kaiser:** Man muss aber ehrlicherweise schon auch sagen, dass dieser Weg bei Siemens sehr, sehr hart gewesen ist – auch für viele Mitarbeiter. Diese Beschäftigungsgarantie gilt erst seit Neuestem, denn davor haben, was sich viele Siemensianer überhaupt nicht hatten vorstellen können, sehr, sehr viele Mitarbeiter den Konzern verlassen müssen: Sie wurden entweder entlassen oder sie wurden "verkauft", was aber z. B. beim Fall von "BenQ" ein Jahr später zu einer Insolvenz geführt hat, bei der diese Arbeitsplätze dann doch komplett vernichtet worden sind. Der Weg dorthin war also auch für die Beschäftigten sehr hart.
- Wallacher:** Der war ohne Frage sehr hart, und auch nicht ganz freiwillig, selbst von der Unternehmensleitung her nicht ganz freiwillig. Denn es gab bestimmte Phänomene auf dem Markt, die die Unternehmensleitung schlicht zu diesem Strategiewechsel gezwungen haben.
- Kaiser:** Wir sind ja jetzt beim Menschen in seinem unmittelbaren Arbeitsumfeld angelangt. Sie haben es schon einmal gesagt: Es ist offensichtlich nicht nur das Gehalt ausschlagend dafür, dass man einen bestimmten Job macht. Stattdessen hat das auch sehr viel damit zu tun, dass man sich mit der eigenen Arbeit identifizieren möchte und dass man Freude darüber empfindet, etwas machen zu können, was den eigenen Qualifikationen entspricht.
- Wallacher:** Genau. Wenn man neuere Entwicklungen in der Ökonomie betrachtet, die sehr stark empirisch arbeiten – ich nenne hier z. B. mal das Stichwort "ökonomische Glücksforschung", bei der es um die Frage geht, was die Menschen eigentlich zufrieden macht –, dann erfährt man, dass das Einkommen nur bis zu einer bestimmten Schwelle eine ganz starke Rolle spielt. Jenseits dieser Schwelle spielen andere Faktoren eine viel wichtigere Rolle. Da spielt die Arbeitsplatzsicherheit eine zentrale Rolle und die Arbeitszufriedenheit. Es gibt also so etwas wie eine Identifikation mit der eigenen Arbeit und das Bedürfnis, bestimmte Tätigkeiten aus sich heraus als wertvoll zu erachten. Das ist auch für die Motivation und den wirtschaftlichen Erfolg ganz wichtig.
- Kaiser:** Diese Gedanken haben Sie ja zusammengefasst in Ihrem neuesten Buch "Mehrwert Glück", das im Titel auch gleich mit einem Smiley versehen ist. Der Untertitel lautet: "Plädoyer für menschengerechtes Wirtschaften." Können Sie in drei, vier Stichpunkten sagen, was Sie unter menschengerechtem Wirtschaften verstehen?
- Wallacher:** Erstens geht es noch einmal um die uralte Frage, warum wir überhaupt wirtschaften. Das ist der eine Punkt: Wir wirtschaften, weil wir dadurch die Grundlagen für ein gelungenes Leben schaffen wollen. Das ist diese alte aristotelische Tradition, aus der ja überhaupt der Begriff "Ökonomie" stammt. Bei Aristoteles ist die Ökonomie sehr stark mit der Eudaimonia, also mit der Frage nach dem gelingenden Leben bzw. und kurz zusammengefasst mit dem Glück zusammengebunden. Wirtschaft ist also etwas, das wir im Hinblick auf ein gelungenes Leben machen. Und da die wirtschaftliche Betätigung an sich heute einen Großteil unserer Lebenszeit ausmacht, wollen wir diese Lebenszeit nicht mit etwas verbringen, das nur wenig oder gar nicht sinnvoll ist, sondern wir wollen in dieser Arbeit selbst etwas für unser gelingendes Leben tun.

- Kaiser:** Die Arbeit ist also ein Teil der Lebensqualität.
- Wallacher:** Ja, unbedingt, gutes Wirtschaften ist Teil der Lebensqualität. Ich glaube, dass in Zukunft die Unternehmen, um in dieser zunehmenden Konkurrenz um hoch motivierte und hoch qualifizierte Mitarbeiter eben solche zu bekommen, gezwungen sein werden, ihren Mitarbeitern genau dieses Gefühl zu vermitteln.
- Kaiser:** Das ist also ein positiver Effekt des demografischen Wandels, der ja, wenn alle Voraussagen zutreffen, in einen Fachkräftemangel münden wird. Das heißt, wenn ein Unternehmen jemanden haben will, dann wird man so einen Mitarbeiter kaum mit 10000 Euro mehr im Jahr locken können, sondern möglicherweise mit dem Produkt, das in diesem Unternehmen hergestellt wird und mit dem gesamten Umfeld am Arbeitsplatz.
- Wallacher:** Genau, und auch mit den Zielen, die ein Unternehmen vertritt. Stellt es sich als ein wirklich nachhaltiges Unternehmen auf, das im Grunde auch der Lebensqualität der Menschen dient? Das Interessante ist wohl, dass die Unternehmen das nicht schaffen, wenn sie dieses Ziel nur unter instrumentellen Gesichtspunkten sehen. Ich glaube, die Menschen haben mittlerweile einen sehr starken Sensus dafür, ob so etwas von der Unternehmensleitung auch selbst vorgelebt wird und ob so etwas als wichtiges Ziel an sich erkannt wird oder ob das nur deswegen propagiert wird, um bessere Mitarbeiter akquirieren zu können. Die Ethiker unterscheiden hier zwischen einer intrinsischen Motivation, also einer Motivation aus sich heraus, und einer extrinsischen Motivation, die sich nur im Hinblick auf ein anderes Ziel ergibt. Wenn man das also nur als strategischen Aspekt propagiert, dann glaube ich nicht, dass man dadurch auf Dauer Glaubwürdigkeit erreichen kann. Ich glaube, hier muss wirklich beides zusammenkommen.
- Kaiser:** Vorausgesetzt, diese Veränderungen in den einzelnen Unternehmen finden tatsächlich statt, hieße das, dass sich dann möglicherweise das Wirtschaften in einer so großen Industrienation wie Deutschland, die ja im Weltkonzert vor allem auch als Exportnation eine ganz wichtige Rolle spielt, im Gesamten ändert?
- Wallacher:** Es wäre zumindest meine Hoffnung. Ich glaube, es gibt sehr viele gute Beispiele einer guten Praxis, die das darlegen. Interessanterweise sind viele Unternehmen, die das sehr ernst nehmen, auch wirtschaftlich erfolgreich. Sie machen das aber nicht nur, um wirtschaftlich erfolgreich zu sein, sondern weil sie das wirklich auch als ganz wichtige Überzeugung vorleben. Ein Beispiel, das immer wieder genannt wird und das sicherlich mit Recht hervorzuheben ist, ist der Gründer der Drogeriemarktkette "dm" Götz Werner. Er hat von Anfang an sehr stark diesen Aspekt des Wirtschaftens für das Unternehmen, für die Mitarbeiter als wirklichen Grundsatz dargelegt, der eine sehr starke Identifikation ermöglicht.
- Kaiser:** Er geht damit auch an die Öffentlichkeit.
- Wallacher:** Ja, er geht damit auch an die Öffentlichkeit und sieht sich dabei als Vorreiter. Er hat damit großen wirtschaftlichen Erfolg. Ich glaube, dass es in der Wirtschaft sehr viele weitere Beispiele gibt, die diesen Weg beschreiten.
- Kaiser:** Jetzt stelle ich Ihnen mal eine ganz provokative Frage. Man kann sagen, Herr Wallacher ist Professor, er sitzt an seiner Hochschule für Philosophie in

München und kann sich dort wunderschön seine Gedanken machen. Wie klären Sie denn Ihre eigenen Gedanken mit der Realität ab?

Wallacher: Das ist ein wichtiger Punkt, denn ich glaube, solche Gedanken sollte man sich nicht nur abstrakt machen, sondern da geht es schon auch um einen Austausch mit den Unternehmensvertretern und den Menschen in den Unternehmen selbst. Das heißt, ich versuche diesen Austausch sehr regelmäßig zu pflegen. Wir haben bei uns am Institut einen "Runden Tisch Bayern: Sozial- und Umweltstandards bei Unternehmen", bei dem wir mit Unternehmensvertretern, aber auch mit Vertretern der Zivilgesellschaft, mit Wissenschaftsinstitutionen, Verbandsvertretern der Wirtschaft usw. erörtern, wie wir z. B. die Frage von Sozial- und Umweltstandards konkret in die Praxis umsetzen können. Dabei ist es immer ein ganz wichtiger Aspekt, dass jeder bereit ist, mal seine eigene Perspektive zu verlassen und sich in die Perspektive des anderen hineinzusetzen.

Kaiser: Das heißt, ein Unternehmer wird mal Professor und umgekehrt?

Wallacher: Das könnte man sich so vorstellen. Wir versuchen jedenfalls immer, die jeweils eigene Perspektive zu überschreiten und uns in die Argumente der anderen hineinzusetzen. Da sieht man dann, dass nicht alles falsch ist, dass auch nicht alles richtig ist. Wenn man das im Dialog pflegt, dann baut man Vertrauen auf und kommt zu einem gemeinsamen Verständnis. Und das ist, wie ich glaube, sehr wichtig.

Kaiser: Von Ihrer Grundausbildung her sind Sie Wirtschaftsingenieur. Einem Ingenieur sagt man – ohne jetzt jemanden beleidigen zu wollen – nun nicht unbedingt eine Tendenz zu philosophischen Fragen nach, sondern eher eine Tendenz zu nackten Zahlen und Fakten. Wie kam es in Ihrem Leben dazu, dass Sie diese philosophische Komponente eingebaut haben, die dann letztlich dazu geführt hat, dass Sie Professor für genau diese Themen geworden sind?

Wallacher: Das hat sich im Laufe der Zeit einfach so ergeben: Das hat mit meinem Studium als Wirtschaftsingenieur in Karlsruhe zu tun, denn dort wird man eben auch sehr stark geprägt und getrimmt, in den Methoden die Optimierungsstrategie auf alle Bereiche anzuwenden. Das empfinde ich als methodisch sehr interessant und ich habe dabei auch sehr viel gelernt. Allerdings habe ich auch gemerkt, dass da einiges auf der Strecke bleibt: z. B. gerade diese Fragen, die ich vorhin genannt habe, ebenso wie die Frage, warum wir überhaupt wirtschaften, ob es dabei auch um normative Fragen geht, ob Fragen der Gerechtigkeit eine Rolle spielen usw. Das ist ein Aspekt, der mich zum Nachdenken gebracht hat. Und der zweite Grund ist ganz profan, dass ich in dieser Zeit in der Karlsruher Studentengemeinde sehr aktiv gewesen bin, die von einem Jesuiten geleitet worden ist. Dadurch habe ich noch einmal einen anderen Kontakt zu diesen Fragen und auch zum Jesuitenorden bekommen. Der Jesuitenorden betreibt in München diese Hochschule, an der ich inzwischen lehre.

Kaiser: Das ist die Hochschule für Philosophie in München in der Kaulbach Straße. Das heißt, es gab bei Ihnen einen Anstoß von außen, und das waren die Gedanken der Jesuiten.

Wallacher: Es war eine bestimmte Werteprägung, eine bestimmte religiöse Haltung, die mich dazu gebracht hat. Das war aber auch ein Anstoß von innen:

Wenn ich die Logik der Ökonomie betrachte oder auch der Ingenieurwissenschaften, dann stelle ich fest, dass dort sehr viele Techniken gelernt werden. Das ist sehr hilfreich, aber die Frage nach dem wozu, nach dem, warum man das alles macht, ob das alles dem Menschen überhaupt angemessen ist, wurde während meines Studiums eben nie gestellt. Dieser Frage wollte ich jedenfalls weiter nachgehen.

Kaiser: Was die Kirche betrifft und was vor allem auch die Jesuiten betrifft, muss man natürlich darauf hinweisen, dass es auch hier in diesem Bereich in den letzten Jahren erhebliche Skandale gegeben hat, die die ethische Position der Kirche massiv infrage gestellt haben. Ich meine die Missbrauchsskandale, die Prügelorgien in diversen kirchlichen Einrichtungen. Auslöser war dabei das Canisius-Kolleg in Berlin, eine Einrichtung der Jesuiten: Dies hat eine ganze Welle von Skandal-Veröffentlichungen im kirchlichen Bereich nach sich gezogen. Haben Sie den Eindruck, dass die Kirche dadurch auch als ethische Instanz an Position verloren hat?

Wallacher: Nun, es ist zumindest eine große und starke Glaubwürdigkeitskrise damit einhergegangen. Das war sicherlich eine Schockerfahrung für den Orden, aber auch für die gesamte Kirche. Damit ist gleichzeitig aber auch ein Prozess der Aufarbeitung in Gang gesetzt worden. Ich glaube, so ein Prozess kann sehr, sehr hilfreich sein, auch wenn er diesen Vertrauensverlust natürlich nicht sofort zurückgewinnen kann. Aber ich glaube, er ist ein ganz wichtiger Aspekt der Heilung. Kirchliche Institutionen gewinnen meiner Meinung nach das Vertrauen nur zurück, indem sie diese Fragen der Wahrheit, der Gerechtigkeit sehr glaubwürdig stellen. Ich glaube, hier ist man zumindest auf einem guten Weg.

Kaiser: Auffällig in der Atomdebatte, die momentan in Deutschland geführt wird, ist, dass sich dabei auch kirchliche Vertreter verstärkt zu Wort melden. Der Münchner Erzbischof und Kardinal Marx plädiert z. B. für einen schnellen Ausstieg aus der Atomenergie. Ich würde sagen, dass es eigentlich kein originär kirchliches Thema ist, sich dazu zu äußern.

Wallacher: Die Soziallehre der Kirche hat sich immer schon zu gesellschaftlich relevanten Fragen geäußert. Es war in den 80er Jahren der damalige Kardinal Höffner, übrigens bereits vor Tschernobyl, der die Position dargelegt hat, dass die Kernenergie als Technik so starke Risiken in sich birgt, dass es selbst dann, wenn der Schadensfall sehr unwahrscheinlich ist, legitim ist, auf eine solche Technologie zu verzichten. Denn wenn der Schadensfall eben doch eintreten sollte – und wir haben das ja jetzt in Japan auf ganz dramatische Weise gesehen –, sind die Folgen so verheerend, dass es aus Gründen der Bewahrung der Schöpfung, aus Gründen der Zukunftssicherung ethische Argumente dafür gibt, auf diese Technologie zu verzichten. Das ist also eine alte Argumentation. Die Kirche und ihre Soziallehre haben wirklich eine lange Tradition, die übrigens, wie ich glaube, auch sehr wertgeschätzt wird. Denn auch viele Politiker weisen sowohl in der Finanzkrise wie auch jetzt in der Atomkrise immer wieder sehr stark darauf hin. Es gehört zum Wesen der Verkündigung der Kirche, sich auch zu sozialen Fragen zu äußern.

- Kaiser:** Vielleicht kurz ein persönlicher Aspekt. Sie sind ja in Karlsruhe aufgewachsen und haben dort studiert. Im Vorgespräch haben Sie mir erzählt, dass Sie Fußballfan sind bzw. waren.
- Wallacher:** Ich bin nicht in Karlsruhe aufgewachsen, sondern ich habe dort nur studiert. Aber ich habe immer schon leidenschaftlich gerne Fußball gespielt. Das mache ich auch immer noch, wenn es irgendwie geht – inzwischen auch gerne mit meinen Kindern. Während meiner Karlsruher Zeit hatte ich das große Glück, eine enge Verbindung zum KSC, also zum Karlsruher Sportclub aufbauen zu können, weil ich beim damaligen Präsidenten in Untermiete gewohnt habe. Dadurch hatte ich das Privileg, in einer Zeit KSC-Fan zu sein, die eine Blütezeit des KSC gewesen ist mit all den legendären Spielen und Erfolgen im Europapokal.
- Kaiser:** Das liegt heute schon wieder ein paar Jahre zurück.
- Wallacher:** Ja, das war zu Beginn der 90er Jahre. Momentan durchlebt man als KSC-Fan eher eine schwierige Zeit. Jedenfalls ist es so, dass sich bei mir seit dieser Zeit eine gewisse Sympathie für den KSC erhalten hat.
- Kaiser:** Würden Sie sagen, dass in Ihrem Leben der Fußball immer noch ein ausgleichendes Moment darstellt?
- Wallacher:** Ja, für mich ist der Fußball ungemein ausgleichend. Sportliche Betätigung ist für mich als Ausgleich sehr, sehr wichtig, da ich doch meine überwiegende Lebenszeit sitzend im Büro verbringe. Da ist mir Bewegung einfach ganz wichtig. Und der Fußball ist dabei ein ganz wichtiger Teil. Aber ich betreibe auch noch andere Sportarten.
- Kaiser:** Bergwandern tun Sie auch, d. h. Sie suchen schon auch den Kontakt zur Natur.
- Wallacher:** Das ist ein wichtiger Aspekt, auch das Skifahren und die Berge überhaupt sind etwas, was mich seit frühester Kindheit begeistert. Ich kann dabei einfach auch sehr, sehr gut abschalten.
- Kaiser:** Sie haben drei Kinder und machen das auch gemeinsam mit Ihren Kindern?
- Wallacher:** Ja, ich habe drei Kinder und mache das inzwischen gemeinsam mit den Kindern. Ich bin froh, dass jetzt auch der Jüngste mittlerweile die einfachen Hänge mit runterkommt.
- Kaiser:** Würden Sie sagen, dass es bei der Erziehung Ihrer Kinder mit dazu gehört, ihnen z. B. durch den Gang in die Berge frühzeitig beizubringen, dass das alles erhaltens- und schützenswert ist? Oder lassen Sie da bei der Kindererziehung den Professor eher doch im Büro?
- Wallacher:** Ich versuche sicherlich, hier nicht zu moralisieren, denn auch der Wirtschaftsethiker sollte nie Moral predigen, sondern wenn, dann Moral begründen. Das ist also nicht der primäre Beweggrund bei uns, d. h. ich laufe nicht andauernd mit den Kindern durch die Berge und betreibe entsprechende Aufklärung. Aber wenn man das in einen größeren Kontext stellt, dann halte ich es sehr wohl für ein erstrebenswertes Erziehungsideal, dass man bestimmte Anreize für Kinder setzt und auch sehr geerdete Freizeitdisziplinen betreibt. Ich finde, das Bergwandern ist etwas, das die Gemeinschaft stärkt und allen gut tut.

Kaiser: Man hat in den letzten Wochen und Monaten im Zusammenhang mit der Klimadiskussion auch ab und zu mal lesen können, dass die Jugend im Gegensatz zur älteren Generation nicht mehr so stark darauf aus ist, ein großes Auto zu fahren. Stattdessen hat man unter jungen Leuten wieder viel mehr die Erkenntnis, dass das Auto ein sparsames Vehikel zu sein hat. Teilen Sie solche Beobachtungen? Oder ist das nur eine Geschichte, die halt immer wieder mal durch die Medien geistert?

Wallacher: Ich kenne momentan keine wissenschaftlich belastbaren Studien dazu. Wenn es so wäre, dann würde ich das begrüßen, weil ich ein Wertebewusstsein unter den Jugendlichen im Hinblick auf Zukunftsfähigkeit und den Erhalt der Lebensgrundlagen auch für nachfolgende Generationen für sehr wichtig halte.

Kaiser: Es ist ja ganz offensichtlich so, dass sich "ältere" Menschen, die auf den großen Konferenzen sitzen und die wirtschaftliche und politische Verantwortung haben, oft schwerer tun, klare Klimaziele zu definieren, möglicherweise sogar aus ganz eigennützigen, nationalistischen Gründen. Die Hoffnung, die dahinter steht, ist, dass nun vielleicht eine jüngere Generation nachkommt, die offener ist. Bei den Managern ist es ja auch so, dass es heute zwar diese knallharten Betriebswirtschaftler gibt, sich aber doch so langsam eine Generation von Managern entwickelt, die nicht nur die nackte Zahl im Auge hat, sondern das gesamte Umfeld.

Wallacher: Nun ja, ob man das als Generationenfrage formulieren kann, weiß ich nicht, da wäre ich doch etwas vorsichtiger. Denn es gibt natürlich auch Manager der älteren Generation, die ein gewisses Wertebewusstsein haben, die aber abgesetzt werden durch jüngere, die sehr stark amerikanisch ausgebildet sind, wenn ich das mal so sagen darf. Ich glaube, da lassen sich für beides Beispiele finden.

Kaiser: Es geht um die Frage eines breiteren gesellschaftlichen Konsenses, die sich möglicherweise auch dadurch entwickelt.

Wallacher: Ich glaube, dieser Wert des "Zukunftserhalts" ist bestimmt gestiegen – erst recht angesichts der großen Atomkatastrophe, die wir in diesem Jahr in Fukushima zu beklagen haben. Die große Frage ist aber, ob sich das auch wirklich in einen Handlungsimpuls umsetzt, ob man wirklich bereit ist, daraus Konsequenzen zu ziehen im Hinblick auf das persönliche Verhalten, aber auch im Hinblick auf gesellschaftliche Strukturreformen. Da wäre ich etwas vorsichtiger zu sagen, dass das heute unter den Jüngeren in der Konsequenz sehr viel verbreiteter wäre als unter den Älteren. Da müsste man wahrscheinlich schon genauer hinschauen, um das belegen zu können.

Kaiser: Lassen Sie uns einen Blick in die Zukunft werfen. Der Klimawandel ist ja erfassbar und es gibt inzwischen auch Klimaziele, die erreicht werden sollen. Ein Klimaziel ist, nur eine Steigerung der Erderwärmung um zwei Grad zuzulassen. Der Ausgangs-Messwert liegt, wenn ich das alles richtig verstanden habe, vor der industriellen Revolution. Glauben Sie, dass dieses Ziel angesichts der weltweiten wirtschaftlichen Entwicklung aufrechtzuerhalten ist? Denn bei der weltweiten wirtschaftlichen Entwicklung sind ja nicht nur wir Deutschen alleine gefragt.

Wallacher: Klimawandel und Gerechtigkeit ist ein Thema, mit dem ich mich in den letzten Jahren sehr ausführlich beschäftigt habe. Wir haben zusammen mit den Kollegen vom Potsdam Institut für Klimafolgenforschung dazu auch die Studie "global aber gerecht" gemacht, bei der wir sagen: Es ist möglich, die Ziele einzuhalten, also den Klimawandel so zu begrenzen, dass er in Zukunft zu bewältigen ist und dass gleichzeitig auch den Menschen in den Entwicklungs- und Schwellenländern Spielräume für deren wirtschaftliche Entwicklung überlassen werden, sodass wirklich alle Menschen ein menschenwürdiges Leben erreichen können. Vom Grundkonzept her ist das also möglich. Allerdings braucht es immense politische Anstrengungen, um das zu erreichen. Ein wichtiger Faktor ist, dass uns hier die Zeit davonläuft: Je länger wir warten, umso schwieriger wird es, diese Ziele zu erreichen. Die Frage lautet also: Wie können wir mit dieser für uns doch zunächst einmal sehr abstrakten Herausforderung umgehen?

Kaiser: Das Ozonloch und der CO₂-Ausstoss sind nicht greifbar.

Wallacher: Genau, das ist nicht greifbar. Aber auch die Bedrohungen sind, weil sie bei uns erst künftig auftreten werden, für uns noch nicht so konkret, wie das für viele Menschen in den Entwicklungsländern bereits heute ansatzweise der Fall ist. Die große Frage lautet also: Wie schaffen wir es, ein Umdenken hinzubekommen, ohne dafür die Erfahrung einer konkreten Katastrophe zu brauchen? In Fukushima gab es eine konkrete Katastrophe, die nun viele Menschen zum Umdenken bringt. Die große Herausforderung im Bereich der Klimakrise wird daher sein, heute zu Lösungen zu kommen, obwohl bei uns die Folgen der Klimakatastrophe erst in Zukunft sichtbar und spürbar sein werden. Auf die Dauer hätte die Klimakatastrophe dann aber genauso verheerende Auswirkungen wie z. B. die Atomkatastrophe in Fukushima.

Kaiser: Aber ein Faktor bleibt ja nach wie vor bestehen, auch wenn in der westlichen Welt auf diesem Gebiet etwas unternommen wird diesbezüglich: 20 Prozent der Weltbevölkerung – und zu diesen 20 Prozent zählen auch wir Deutschen – verbrauchen 80 Prozent der Energie. Es gibt nun aufstrebende Länder wie die Chinesen, die Inder und auch die Brasilianer, die sagen: "Ich wollt uns nun von eurem hohen Ross herunter Vorschriften machen?"

Wallacher: Das ist sicherlich eine richtige Feststellung, wobei sich diese Verteilung von 20 und 80 Prozent inzwischen auch schon verschoben hat. Eines ist aber doch völlig klar: Wir, die wir bisher einen Großteil der Ressourcen verbraucht und einen Großteil der CO₂-Emissionen verursacht haben, müssen nun vorangehen. Wir müssen heute im Grunde genommen so etwas wie einen Pfadfindertrupp losschicken, um zu zeigen: Wie können wir dieses Problem lösen? Das Interessante dabei ist, und das haben wir in dieser Studie versucht, dass ein Paradigmenwechsel eingeleitet werden muss. Das heißt, wir müssen versuchen, dieses Verteilungsproblem um Ressourcen und knappe Emissionsrechte beim CO₂ so zu transformieren, dass wir eine Situation bekommen, in der diese Emissionsrechte nicht mehr knapp sind. Das heißt: Wie können wir möglichst schnell zu einem emissionsarmen oder gar -freien Wirtschafts- und Zivilisationssystem kommen? Das ist das, was die Experten die Dekarbonisierung der Weltwirtschaft nennen.

- Kaiser:** Wir neigen uns dem Ende unserer Sendung zu. Die Debatte um den Atomausstieg in Deutschland ist voll entbrannt. Deutschland wird hier möglicherweise für andere Staaten eine Vorreiterrolle spielen. Ist das richtig und wichtig?
- Wallacher:** Ich glaube ja, in diesem Fall ist das wichtig. Es ist wichtig, dass man ein hohes technologisches Vermögen nutzt, um zu zeigen, wie eine andere Form der Energieversorgung möglich ist, eine Energieversorgung mit weniger Risiken und eine Energieversorgung, die es uns ermöglicht, das Klimaproblem in Angriff zu nehmen. Wenn Deutschland das schaffen würde, dann glaube ich, dass wir damit durchaus ein Vorbild für andere Länder wären.
- Kaiser:** Deutschland darf also nicht nur als Exportnation Motor sein, sondern soll auch eine klassische Vorreiterrolle spielen.
- Wallacher:** Ja, diese Vorreiterrolle sollten wir in der Tat spielen. Wenn es uns tatsächlich gelingt, die vorgegebenen Ziele möglichst rasch zu erreichen, dann würden wir auch wirtschaftlich davon immens profitieren.
- Kaiser:** Wann glauben Sie, dass in Deutschland kein Atomkraftwerk mehr laufen wird? Wagen Sie da eine Prognose?
- Wallacher:** Das ist schwierig. Wir werden sicherlich nicht sofort aussteigen können, aber es wäre – dies zeigen uns ja viele Studien – durchaus möglich, dass wir das bis 2020 schaffen könnten – wenn wir uns wirklich anstrengen und wenn wir auch die Frage der Infrastrukturmaßnahmen für erneuerbare Energien ernst nehmen.
- Kaiser:** Vielen Dank, Herr Professor Wallacher. Das war zum Schluss unserer Sendung eine klare Prognose. Das war Professor Johannes Wallacher von der Hochschule für Philosophie in München. Vielen Dank für das Gespräch.
- Wallacher:** Bitte schön.